

Bezeichnenderweise bietet ein eigenständiger Exkurs zu den „Wittgensteiner Hallenkirchen“, eben zu den mittelalterlichen (und zweifellos wichtigen) Denkmälern aus der „Frühzeit“ des regionalen Kirchenbaus, den einzigen kunsthistorischen Überblick. Anzumerken wäre zudem, dass in der historischen Einleitung – wenn überhaupt – nur am Rande Bezüge zu den später vorgestellten Kirchenbauten oder ihrer Ausstattung hergestellt werden. Die Kirchenbauten sind es jedoch, die im Mittelpunkt des Buches stehen und greifbar bauliche Zeugnisse der Geschichte darstellen. Beispielweise für das 19. Jahrhundert (die frühe preußische Zeit) wäre dies gut denkbar, da die überkommenen Bauten typisch für die preußische Zeit sind und man in einigen Fällen eben die beschriebenen kirchlichen Aufgaben (S. 37) an Mehrzweckbauten wie Schwarzenau oder Richstein genau ablesen kann.

Doch darüber sollte nicht vergessen werden, dass es sich ja eigentlich nicht um ein rein wissenschaftliches Buch handelt. Die bewusste und klare Beschränkung auf die Kirchen (und nicht die Dokumentation aller Predigtstätten oder sämtlicher aktueller gemeindlicher Aktivitäten), der Verzicht auf einen wissenschaftlichen Apparat (eine immer noch umfangreiche Auswahlbibliographie mit Hinweisen auf weiterführende Literatur beschließt den Band), die sehr gute Lesbarkeit der Texte sowie die ausgesprochen reiche Bebilderung (darunter auch historische Fotos) machen aus dem Buch eben mehr als einen Kirchenführer. Gerade die schönen, stimmungsvollen Bilder aus allen Jahreszeiten unterstreichen den „Bilderbuch“-Charakter, und viele Fotos haben geradezu eine zeitlose Dokumentations-Qualität. Leider fallen einige geblitzte Innenraumfotos stark ab, und zugunsten von Doppelungen (u. a. Elsoff: Außenansicht mit gut erkennbarer Uhr, Innenansicht mit Orgel im Mittelpunkt, dann noch einmal Detailfotos von Uhr und Orgel, S. 92-94) hätten andere Aufnahmen einige Kapitel sicher noch bereichern können.

Über einen Kirchenführer hinaus weist der begrüßenswerte Anspruch, hier eine Standortbestimmung vorzunehmen, eine selbstbewusste Dokumentation der reichen baulichen und künstlerischen Tradition vom Mittelalter bis heute. Dem repräsentativ und ansprechend gestalteten Band ist sehr zu wünschen, dass er sowohl für Gemeindeglieder, heimatgeschichtlich interessierte Bewohner der Region oder Urlaubs- und Kurgäste als auch für ein Publikum weit darüber hinaus die oft übersehenen Schätze Wittgensteins erschließt.

Ulrich Althöfer

*Rainer Auts, Opferstock und Sammelbüchse. Die Spendenkampagnen der freien Wohlfahrtspflege vom Ersten Weltkrieg bis in die sechziger Jahre* (Forschungen zur Regionalgeschichte Bd. 37), Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn u. a. 2001, 465 S., geb.

Zäsuren im Geschichtsablauf sind Produkte der späteren Geschichtsbetrachtung bzw. -schreibung. Als solche sind sie unabdingbar und hilfreich für histo-

risches Verstehen. Doch über die politischen Epochengrenzen hinaus lassen sich gerade im Bereich der Sozial- und Kulturgeschichte Kontinuitäten feststellen.

Einer solchen Kontinuität widmet sich die vorliegende Arbeit, die im Rahmen eines Forschungsprojekts des Westfälischen Instituts für Regionalgeschichte in Münster als Dissertation entstand. Es geht um die Spendenkampagnen der freien Wohlfahrtspflege in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, regional eingegrenzt auf den Raum Westfalen und mit Schwerpunkt auf den beiden großen kirchlichen Organisationen Caritas und Innere Mission. Dass für den Blick auf kirchliche Einrichtungen nicht die rein binnenkirchliche Perspektive eingenommen wird (Rainer Auts ist Historiker), kommt der Arbeit zugute. Ungünstig wirkt allerdings die äußere Aufmachung des Buches: Der eigentliche Einband gibt passend zum Thema ein Plakat der gemeinsamen Pfingstsammlung 1952 von Katholischer Caritas und Evangelischem Hilfswerk/Innerer Mission wieder, er wird jedoch durch ein belangloses und kaum erkennbares Foto auf dem Schutzumschlag verdeckt. Diese gestalterische Fehlkonzeption der Reihe ist gleichwohl kaum dem Autor anzulasten.

Nach einem recht ausführlichen methodischen Einleitungsteil widmet sich der Verfasser in vier Kapiteln den verschiedenen Erscheinungsformen, Strukturen und Institutionen der freien Wohlfahrtspflege zwischen 1914 und 1965. Dabei werden jeweils drei „Untersuchungsfelder“ (S. 9) beachtet: erstens die Organisation der jeweiligen Verbände und ihre Verbandspolitik, zweitens die konkrete Praxis ihrer Sammlungen und drittens die Art und Weise der Spendenverwendung. Oft steht dabei die Frage nach dem jeweiligen Grad von Modernität im Hintergrund. Informative Grafiken und Tabellen sowie einige Bilder ergänzen den von sorgfältiger Recherche geprägten Text in sinnvoller Weise, manchmal allerdings wünschte man sich eine etwas flüssigere Darstellung. Auch die Ergänzung des Personenregisters durch kurze biografische Angaben wäre wünschenswert gewesen.

Die Entwicklung des Spendenwesens vom Ersten Weltkrieg bis zur Weltwirtschaftskrise in der Weimarer Republik sieht Auts zunächst durch eine Vielzahl unabhängig von einander agierender Organisationen und Sammlungen geprägt, deren „mangelnde Professionalität“ sich in einer „geringen Effektivität“ (S. 84) niederschlug. Dem wirkten zwei Bundesratsverordnungen von 1915 und 1917 entgegen, die den Spendenmarkt staatlich regulierten und dabei die größeren, etablierten Organisationen (wie eben die kirchlichen) bevorzugten. Diese staatlich geförderte Zentralisierung hatte einen für den Staat positiven Nebeneffekt: Weil die so geförderten Hilfswerke Notsituationen v. a. auf den Gebieten der Jugend- und Altersfürsorge linderten, reduzierten sie den Druck auf den Staat, sich im Wohlfahrtsbereich legitimieren zu müssen. Die Verbände selbst entsprachen diesen zentralisierenden Vorgaben, indem sie beispielsweise in den 1920er Jahren über die eigenen Organisationsgrenzen hinaus Sammlungen organisierten. Eine weitere Stufe der Modernisierung wurde 1924 durch die Einrichtung des Propagandadienstes der Inneren Mission erreicht. Kirchliche Spendenwerbung sollte sich demnach gezielt an Schemata

der Wirtschaftswerbung orientieren. In diesem Zusammenhang wurde auch das bis heute weithin verwendete Kronenkreuz der Diakonie als Logo eingeführt: ein Markenzeichen auch zur Stärkung der „corporate identity“.

Die Deutsche Liga der freien Wohlfahrtspflege geriet Ende der 1920er Jahre nicht nur durch die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise, sondern auch durch hausgemachte Finanzskandale und eine als übermäßig empfundene Bürokratisierung in die öffentliche Kritik. Mit einer konzertierten Aktion, der sogenannten „Winterhilfe“, versuchte man im Winter 1930/31 dem entgegenzusteuern. Ein einheitliches Erscheinungsbild herzustellen, gelang jedoch gerade in Westfalen nicht, was die unterschiedlichen Gegebenheiten in Städten wie Münster oder Bielefeld verdeutlichen (vgl. S. 118 f.). Die stärker kommunale Organisation blieb auch bei der nächsten Winterhilfe 1931/32 ein westfälisches Charakteristikum, wobei dank der wesentlich deutlicheren staatlichen Unterstützung diese Sammelaktion als Erfolg angesehen werden kann. Dieser Durchbruch wird von Auts als Folge einer bewussten Modernisierung gewertet, die sich u. a. in einem gemeinsamen Motto („Wir wollen helfen“), professioneller Öffentlichkeitsarbeit und der Erweiterung des Adressatenkreises über die rein konfessionell geprägte Klientel hinaus äußerte.

Bei der „Gleichschaltung“ der Wohlfahrtspflege durch das nationalsozialistische Regime kam dem von der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt dominierten Winterhilfswerk (WHW) eine maßgebliche Rolle zu. Gerade die westfälischen Gauamtsleitungen erwiesen sich als besonders aggressiv. So war es nicht verwunderlich, dass die anfängliche Bereitwilligkeit der konfessionellen Verbände zur Mitarbeit beim WHW sich seit 1936 deutlich reduzierte. Das ab 1935 stufenweise ausgesprochene Verbot konfessioneller Sammlungen reduzierte die Breitenwirkung der kirchlichen Wohlfahrtspflege erheblich. Die stärkere Heranziehung der Kirchenkollekten konnte den deutlichen Rückgang des Spendenaufkommens nicht verhindern, wie die Statistiken für Westfalen und das Reich detailliert aufweisen (vgl. S. 296-318). Auch die Verteilungskriterien der gesammelten Gelder wurden neu definiert: konfessionell-kirchliche Gesichtspunkte spielten keine Rolle mehr, wohl dagegen rassen- und volksideologische. Trotz aller Missbilligung entzogen Caritas und Innere Mission dem nationalsozialistischen WHW jedoch nie ihre Unterstützung, was Auts nur zurückhaltend kommentiert. Deutlicher als die Verbandsspitzen sprachen einige Zahlen, die eine Resistenz der kirchlich geprägten Bevölkerung gegen die NS-Wohlfahrtspropaganda aufweisen (vgl. S. 304 ff.): Bereits 1934/35 lagen z. B. die Sammelergebnisse für Minden-Ravensberg deutlich unter dem Durchschnitt, was der Mindener Regierungspräsident auf die „Machenschaften“ der Bekennenden Kirche zurückführte; ein katholisches Gegenstück zu dieser evangelischen Aktivität ist die öffentliche Verweigerung münsterländischer Priester (1937/38), sich an den Sammlungen zu beteiligen, was entsprechende Auswirkungen auf die katholische Landbevölkerung hatte.

Der erste Nachkriegswinter 1945/46 brachte mit dem Westfälischen Winterhilfswerk eine verbandsübergreifende Zusammenarbeit, die allerdings in

dieser Form keine Fortsetzung fand. Während sich die Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege (Caritas, Innere Mission, AWO, DRK und Paritätischer Wohlfahrtsverband) deutschlandweit bereits im Kontext der Währungsreform 1948 zu einem Dachverband zusammenschlossen, gelang dies in Westfalen erst 1953. Vor allem das Verhältnis der konfessionellen Verbände zur kommunistischen „Gemeinschaftshilfe“ erwies sich hier als Problem, während die Zusammenarbeit mit der Arbeiterwohlfahrt sich zum Positiven wandelte. Aber auch das Verhältnis zwischen katholischer Caritas und Evangelischem Hilfswerk kühlte sich ab, weil die konfessionellen Differenzen mehr und mehr als hinderlich empfunden wurden. Landespolitisch wurde der Spendenmarkt Anfang der sechziger Jahre dereguliert: Nachdem bereits der kommunale Zugriff auf Spendengelder unterbunden worden war, verzichtete das Land Nordrhein-Westfalen im Sammlungsgesetz von 1962 weitgehend auf die Kontrolle der Sammlungen. Gleichzeitig wurde die bisherige Privilegierung der großen, v. a. konfessionellen Wohlfahrtsverbände beendet und eine stärkere Konkurrenzsituation ermöglicht. Im Gefolge dieser Liberalisierung hatte sich auch „das nach wie vor spannungsgeladene Verhältnis protestantischer [wie katholischer] Wohlfahrtspflege gegenüber moderner Wohlfahrtswerbung“ (S. 419) geändert. Waren die ersten konfessionellen Werbeversuche in der Nachkriegszeit ganz bewusst noch „vergleichsweise unspektakulär“ (ebd.) gewesen, öffneten man sich nun modernen Werbekonzepten und professionalisierte so die Spendensammlung in erheblichem Maße. Dies zeigte sich auch am Spendenaufkommen, das im Vergleich der Jahre 1955 und 1965 stärker als der Index der Real-löhne stieg (vgl. S. 407)! Auts kommentiert diesen Anstieg wohl zutreffend vor dem Hintergrund der Individualisierung „als eine Art Ersatzhandlung [...]: Für viele Protestanten, die nicht mehr zur Kirche gingen, [...] stellte sie eine letzte, nur noch lose Form der Einbindung dar“ (S. 421).

In seiner Zusammenfassung thematisiert Auts noch einmal kurz die Frage nach dem Verhältnis von Zäsuren und Kontinuitäten in der Geschichte bzw. der Geschichtsschreibung. Dabei stellt er fest, dass vor allem die beiden „großen“ politischen Zäsuren 1933 und 1945 auch für die Geschichte der Fürsorge von zentraler Bedeutung bleiben. Insbesondere sei die 1930 begonnene Professionalisierung der Spendenwerbung durch den Nationalsozialismus unterbrochen worden. Sowohl in der Weimarer Republik wie in den 50er Jahren hätten Caritas und Innere Mission einen stärkeren Modernisierungsprozess erfahren und gleichzeitig die Modernisierung der Gesellschaft selber stärker mitgeprägt. Kritisch ist also zu fragen, ob der „eigene Rhythmus“ des „sozialen Wandels“ (Klappentext zur Reihe) nicht doch zu großen Teilen durch die politischen Zeitabschnitte bestimmt wird. Dass es auch Kontinuitäten über die Zäsuren von 1933 und 1945 gab, belegt Auts für seinen Untersuchungszeitraum anhand der Spendenverteilung durch die konfessionellen Verbände, die ihrem jeweiligen kirchlichen Milieu verhaftet blieben. Hier setzte die Veränderung erst mit dem „Wirtschaftswunder“ ein, was u. a. dazu führte,

dass die Funktion von Caritas und Innerer Mission als Stabilisatoren des konfessionellen Milieus „ein Stück weit“ (S. 431) verloren ging.

Vicco von Bülow

*Gottfried Michaelis, Rudolf Hardt. Sein Wirken für Bethel*, Luther-Verlag, Bielefeld 1998, 171 S.

Manche Bücher informieren nicht nur über das Thema oder die beschriebene Person, sondern auch über den Verfasser. Das hier zu besprechende Buch ist ein solcher Fall. Einerseits bringt der Autor Gottfried Michaelis (1904–2002, lange Jahre in Bethel im Schuldienst tätig) mancherlei Interessantes über den dritten Leiter der von Bodelschwingschen Anstalten Bethel, Rudolf Hardt (1900–1959), andererseits bringt er sich auch ständig selbst ein, das Berichtete kommentierend und mit eigenen Erfahrungen ergänzend. So hat es Michaelis bis kurz vor seinem Tod im Februar 2002 auch in seinen anderen Veröffentlichungen als Geschichts- und Geschichten-Schreiber vieler unbekannter und bekannter Betheler Persönlichkeiten gehalten

Doch zu Hardts Lebenslauf. Das Buch ist in drei Hauptteile gegliedert: Die Jahre bis 1946 (S. 11-57), die Jahre in Bethel (S. 58-134) sowie ein Anhang mit verschiedenen Dokumenten aus Hardts Leben (S. 135-166).

So erfährt der Leser einiges über Rudolf Hardts Kindheit und Jugend im westfälischen Hagen und im lothringischen Metz, wohin sein Vater im Jahr 1907 (unterschiedliche Angaben auf S. 20 und S. 56) versetzt wurde. In die unruhigen Zeiten 1918/19 fallen die kurzzeitige Einziehung zum Heer, ein erster (naturwissenschaftlicher) Studienversuch sowie ein weiterer Umzug der Familie nach Frankfurt am Main. Das Studium der evangelischen Theologie in Gießen und Marburg (ab 1921) folgte. Aus den aus dieser Zeit erhaltenen Unterlagen lässt sich erschließen, dass Hardt den Idealen der Jugendbewegung nahe stand (schade, dass der auf S. 35 dargebotenen Quelle – einer „Meditation“ Hardts zu Beethovens Neunter Symphonie – keine ausreichende Deutung beigegeben wird). Nach dem Tod des Vaters 1921 musste Rudolf Hardt als Fernsprech- und Bankgehilfe sowie als Religionslehrer arbeiten, um der Familie auch in Inflationszeiten ein Einkommen zu ermöglichen. Zusätzlich zu einer gewissen Schwäche im Hebräischen (vgl. die beeindruckenden Briefe an Generalsuperintendent Zoellner, S. 140 ff.) führte dies dazu, dass Hardt sein Erstes Theologisches Examen 1924 erst im zweiten Anlauf und dann mit Nachprüfung bestand. Das Vikariat in Frankfurt am Main und das Zweite Theologische Examen verliefen demgegenüber problemloser.

Zurück nach Westfalen kehrte Hardt im Jahr 1926, als er zunächst als Hilfsprediger in der Gemeinde, später als Jugend- und Sozialpfarrer in Bochum tätig war. In dieser Zeit (Oktober 1926) heiratete er seine langjährige Freundin und Verlobte Margarete von der Dunk aus Elberfeld. Seinen beruflichen Schwerpunkt legte Rudolf Hardt auf die „Sorge um jugendliche Erwerbs-